

- 78 Offiziell ging die Umbenennung erst am 16. August 1945 vor sich, als der Bürgermeister bekanntgab, daß er die alten Straßennamen wieder aufnehmen wolle, und gleichzeitig die Straßennamen in den Herrenäckern, für die als Paten Partei- und Militärgrößen des Dritten Reichs vorgesehen waren, neu festlegte. SAL B 192 § 376
- 79 SAL A 790
- 80 SAL A 778
- 81 SAL A 790
- 82 Pfeleiderer S. 16
- 83 Kernen S. 5
- 84 SAL A 790
- 85 SAL A 659
- 86 SAL A 790
- 87 SAL A 655

Der Untergang des Dritten Reiches und der Neubeginn 1945 aus der Warte eines Kindes

von Horst Seizinger

Ausführlich haben Hermann Krauß, Kurt Sartorius und Otfried Kies Recherchen über die letzten Kriegstage und den Einmarsch französischer und amerikanischer Truppen im Zabergäu vorgelegt. In diesem Bericht möchte ich aufzeigen, wie ich die letzte Zeit des Dritten Reiches, den Umsturz selbst und die Zeit unmittelbar danach in Erinnerung habe. Der subjektive Bericht, in dem eigenes Erleben vom Einfluß der Erzählungen der Erwachsenen nicht ganz frei sein kann, basiert natürlich auf ganz persönlichen Umständen, die meine damalige Lebenswirklichkeit waren. Manche meiner Generation blicken auf völlig andere Erfahrungen zurück, andere mögen ähnlich empfunden haben. Es gibt nicht *die* Kindheit oder *die* Lebenserfahrung aus den Jahren 1944/45.

Erstaunlich viele Einzelheiten sind mir aus dieser Zeit in Erinnerung geblieben, viel mehr als aus den Jahren unmittelbar danach. Die Eindrücke müssen ganz offensichtlich sehr nachhaltig gewesen sein, sonst hätten sie sich wohl nicht so ins Gedächtnis eingegraben. Daß sie nicht der freien Phantasie eines 7-8jährigen Kindes entspringen, weiß ich aus vielen späteren Gesprächen mit denen, mit denen ich damals zusammen war.

Erlebt habe ich meine Kindheit in Ensingen, das heute zu Vaihingen/Enz gehört. Doch was hat dieser Bericht dann in der „Zeitschrift des Zabergäuvereins“ zu tun? Einmal ist der südliche Ausläufer des Strombergs in früheren Hefen behandelt worden, zum anderen haben Leute aus dem Zabergäu gerade während des Krieges mit diesem Gebiet engen Kontakt gehabt. Dr. Otto Linck kam öfter auf das Neurath'sche Gut, und Arbeitsmädchen aus unserem Raum waren dort untergebracht. Doch all das spielt nur eine untergeordnete Rolle, wichtig und entscheidend ist mir die Reflexion eines Kindes auf die angespro-

chene Zeit. Diese Erinnerungen spiegeln ein wenig den Zeitgeist wider. Daß durch die Gleichschaltung aller Lebensbereiche diese Jugend kaum eine Chance hatte, anders zu denken und anders zu handeln als der NS-Staat wollte, ist heute schwer nachvollziehbar. Selbst in Familien, in denen Eltern oder Großeltern versuchten, andere Wertvorstellungen weiterzugeben, war dies besonders schwierig angesichts der Bedrohung, der Angst, die etwa in unserem Raum gegen Kriegsende von dem Anblick der Häftlinge des Konzentrationslagers Wiesental oder von denen des „Schlosses“ (NS-Arbeitslager) ausging. Unter der Drohung „Sei ruhig, sonst landest du im Schloß oder im Judenlager“ konnte sich jeder bildhaft vorstellen, was gemeint war.

Ein Zitat, das die Zielsetzung des NS-Staates in schonungsloser Offenheit zeigt, sei vorangestellt. Am 4. Dezember 1938 sagte Adolf Hitler vor der Reichsberger Hitlerjugend: „Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln! Und wenn diese Knaben mit 10 Jahren in unsere Organisation hineinkommen und dort oft zum erstenmal überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre. Und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger (Lachen), sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei, in die Arbeitsfront, in die SA, in die SS, in das NSKK usw. . . . und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben“.¹

Schule im Dritten Reich – Monate danach

Die Schulzeit von 1943 bis 1945 war für mich im Rückblick eine wahrhaft „harte“ Schule. Der Rohrstock – ersatzweise der Haselnußstock – regierte im Klassenzimmer, in dem bei uns meist die Klassen 1 bis 4 beieinander waren. Bei geringsten Verfehlungen gab es „Tatzen“ oder in schlimmeren Fällen „Hosenspannes“. Unter diesen damals üblichen und wohl auch als richtig empfundenen, ja sogar geforderten Erziehungsmaßnahmen („zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl“ sollten ja die Pimpfe sein) litt ich besonders, weil ich zu Hause nur ganz selten mit dem „Rührlöffel“ Bekanntschaft machen mußte und weil ich als Erst- und Zweitklässler wohl empfindlicher war als beispielsweise mein älterer Bruder, den solche Schläge weniger gestört haben.

Kein Wunder jedenfalls, daß für mich in der Schule die Alarmsirenen, die den Anflug feindlicher Flugzeuge ankündigten, nicht Angst und Schrecken auslösten, sondern Freude! Geschlossen wurden wir Schüler in ein benachbartes Bauernhaus mit einem großen, gewölbten Keller geführt. Das Stehen im nassen Keller auf ausgelegten Brettern zwischen Fässern, Einmachgläsern, Kartoffeln und anderen Vorräten war allemal angenehmer als die Schule mit dem strengen Lehrer. Nicht lange genug konnte für mich der Alarm dauern.

Während mir die Erziehungsmethoden der damaligen Zeit die Schule verhaßt machten, sog ich alles gierig auf, was mit Adolf Hitler zu tun hatte. Noch heute kenne ich das Lied: „Ich bin Adolf Hitlers kleiner Soldat . . .“ oder das „Morgen-

gebet“: „Wer nicht schafft, soll auch nicht essen, laß uns Herr das nie vergessen, laß uns alle, groß und klein, immer treu am Werke sein“.

Schon aus der Formulierung „Gebet“ wird deutlich, wie die NS-Ideologie geschickt religiöse Formen nutzte, um die eigene Weltanschauung vom Lebensrecht des Starken bereits Kindern einzupflegen. Nichts wird gesagt vom christlichen Gebot der Nächstenliebe, von der Solidarität mit dem Schwachen.

Bei aller Angst vor dem Lehrer, seinen Worten schenkte ich uneingeschränkten Glauben. Als Panzerspitzen in Pforzheim gemeldet wurden – ich stellte mir darunter riesige Kolosse mit spitzigen Stangen vor –, als man uns sagte, daß morgen deshalb die Schule ausfalle und eventuell der „Feind“ auch zu uns käme, habe ich mich über die ausfallende Schule gefreut, aber den Auftrag des Lehrers meinem Vater weitergegeben: „Wenn der Feind kommt, streut ihr Kinder Nägel auf die Straße“. Die Enttäuschung war groß, als mein Vater nicht daran dachte, mir auch nur einen einzigen Nagel zu geben.

Die Freude auf einige unerwartete „Ferien“ war natürlich gemischt mit dem Gefühl der Unsicherheit, der Angst, der Ratlosigkeit, das sich von den Erwachsenen auf uns Kinder übertrug. „Tage im April“ habe ich diese Zeit überschrieben. Aus einigen Tagen wurden mehrere Monate Ferienzeit. Über den ersten Schultag nach dem Umsturz soll ich, so erzählten es mir meine Eltern, freudestrahlend berichtet haben: „Der neue Lehrer heißt G., er hat einen Spazierstock, wir haben nur das Kleine Einmaleins auf“. Dazu muß man ergänzen, daß wir in der Kriegszeit noch nicht zum Lernen des Einmaleins gekommen waren. Es hat noch Monate gedauert, bis bei uns auf dem Dorf geregelter Unterricht mit ausgebildeten Lehrern stattfinden konnte. Mein allererstes „Dokument“ meiner Schulzeit überhaupt, nämlich ein Zeugnis, stammt vom Ende der 3. Klasse, dem 27. Juli 1946.

Mit dem Umsturz hatten sich die Erziehungsmethoden zwar nicht schlagartig geändert, aber mindestens wurde der Stock viel seltener eingesetzt, für mich jedenfalls hatte er seinen Schrecken verloren. Ich war zudem älter geworden und hatte über Monate hinweg viel Aufregendes unter Besatzungssoldaten erlebt. Dem gegenüber war der Schulalltag eine Lappalie.

Als Pädagoge möchte ich mir noch ein Nachwort zu meinem damaligen Lehrer erlauben, zumal er sicher kein untypischer Vertreter unseres Berufsstandes war. Ob er einfach aus Opportunitätsgründen im Strom der Zeit mitgeschwommen ist, ob er sich vom „Führer“ die Lösung vieler Probleme der damaligen Zeit versprochen hat, ob eine schwere Kindheit und Jugend ihn zum Anhänger Hitlers werden ließ oder ob eine Verkettung vieler Umstände zusammenkam – ich habe nicht recherchiert, es geht mir auch nicht um eine persönliche Aussage über diesen oder jenen Lehrer. Meine Frage lautet allgemein: Warum haben sich gerade Lehrer dem NS-Staat verschrieben?

Das Motto „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“ wurde in einem Maße umgesetzt, wie in kaum einem anderen totalitären Staat danach. Die Jugend bekam

Privilegien ungeahnten Ausmaßes bis hinein in die letzten Kriegstage. Während in dieser Zeit beispielsweise kaum mehr etwas zu bekommen war, konnte die Ensinger Hitlerjugend noch Modellbau betreiben, bekam mein Bruder noch eine „Überfallhose“ für seine Tätigkeit beim Jungvolk. Ein Lehrer, der leidenschaftlich um die Erziehung der Jugend bemüht war, der das Bild einer „heroischen“ Jugend in sich trug, fand im NS-Staat den idealen Partner.

Angesichts vieler Probleme mit der heutigen Jugend wird der Blick zurück zu einer Jugend, die Gehorsam, Zucht und Ordnung gelernt hat, geradezu verklärt. Sträflich verkannt wird dabei, daß die Erziehung im NS-Staat das vorrangige Ziel hatte, den überlegenen deutschen Herrenmenschen zu schaffen. Alle Mittel waren recht, um dies zu erreichen. „Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“ wurde begeistert gesungen und geglaubt. Bis zum Schluß hat diese Gesinnung junge Menschen getragen, wenn wir uns an die Bilder des „letzten Aufgebots“ erinnern. Mit grausamsten Erfahrungen auf den Schlachtfeldern und in Gefangenschaft oder mit dem Tod mußte diese „verführte“ Jugend teuer bezahlen.

Ein Kinderspiel und eine Sammlung als Spiegel des Zeitgeistes

Es ließen sich viele Spiele aufzählen, die es heute noch gibt und viele, die kaum mehr gespielt werden. Manche sind deshalb ausgestorben, weil für sie einfach der notwendige Freiraum, die wenig befahrene Straße fehlt, andere wurden vielleicht durch reizvollere Spiele ersetzt. Weiter hat sich die Gesellschaft so verändert, daß einfach Spiele, an der ein großer Teil der Dorfjugend eines bestimmten Alters teilgenommen hat, nicht mehr gefragt sind.

In meiner Darstellung beschränke ich mich auf das „Soldäterlesspiel“, das Lieblingsspiel von uns Kindern in der Siedlung, das wir über ca. 2 Jahre hinweg immer wieder gespielt haben, ohne daß es uns offensichtlich langweilig wurde. Dieses Spiel paßt genau in die beschriebene Zeit.

Für das Spiel hatten wir uns alle militärischen Dienstgrade gegeben, vom Oberleutnant bis zum Unteroffizier. Fremde durften als Gewöhnliche, Gefreiter oder Obergefreiter mitspielen. Mädchen waren in der Regel nicht dabei, weil man damals einfach nicht mit Mädchen spielte. Eine Ausnahme gab es, wenn meine Cousine aus Vaihingen „in Ferien“ war, sie bekam dann zusammen mit 1–2 anderen Mädchen eine Rotkreuzarmbinde und mußte als Schwester die Verwundeten mit Lappen verbinden und ins „Lazarett“ bringen.

Schiffchen aus schwarzer Verdunkelungspappe, alte Schulterstücke zum Teil vom Ersten Weltkrieg, Uhrenketten als Ersatz für Kordeln, ein weißes Laken mit aufgemaltem Roten Kreuz, ein alter Fahrradanhänger als Lazarettfahrzeug, Holzgewehre und Holzsäbel, alles das gehörte zu unserer Ausrüstung. Die Munition bestand je nach Jahreszeit aus grünen Äpfeln, aus Erdklumpen oder wir riefen einfach „bumm, bumm“.

Ausdauernd und begeistert waren wir beim Spiel. Waren die „Bahnhöfler“ unsere Gegner, dann wurden sie schon deshalb verachtet, weil sie nicht den gleichen militärischen Organisationsgrad hatten wie wir. Streit gab es öfter um das Verwundet- oder Gefallensein. Kann ein Verwundeter noch gehen oder muß er sofort liegen bleiben?

Liest man heute solche kindlichen Gedankengänge, dann erschrickt man, mit welcher Selbstverständlichkeit der Krieg in das Kinderspiel einbezogen, im Spiel regelrecht verherrlicht und Begeisterung geweckt wurde – ganz im Sinne des Nationalsozialismus.

Kamen „echte“ Soldaten zur Einquartierung ins Dorf, dann waren wir Kinder nicht mehr abzuschütteln. Einen besonderen Anziehungspunkt übte außerdem das örtliche Jungvolk auf uns aus. Marschierte das Fähnlein aus, dann zogen wir hinterher. Öfter wurde ich von meinem Bruder gerügt, denn einer, der noch nicht marschieren konnte, hatte offensichtlich beim Jungvolk nichts zu suchen. Heimlich bewunderte ich seine Uniform, seine Kordel und wünschte mir nichts sehnlicher als 10 Jahre alt zu sein, denn mit 10 wurde man ins Jungvolk aufgenommen.

Andere Dinge, die nur in diese Zeit passen, seien noch kurz genannt: die Sammlungen. Gesammelt wurde alles mögliche, von den Brombeerblättern bis zur warmen Kleidung, von den Skiern bis zum Altmaterial. Meine private Sammlung bestand aus Patronenhülsen verschiedenen Kalibers und aus ganz unterschiedlich geformten Bombensplintern. Wie Briefmarken tauschte ich gelegentlich mit Spielkameraden einzelne Stücke aus. Damals habe ich noch nicht verstanden, warum meine Eltern die Exponate meiner Sammlung nie bewundert haben, geschweige denn mir etwas dazu mitgebracht haben.

Zu wahren Fundgruben für Erwachsene und für uns Kinder wurden abgestürzte Flugzeuge. Obwohl viele Teile abtransportiert wurden, gab es immer noch genug zu holen. Der Erfindergeist und die Kreativität, aus Kriegsmüll Brauchbares herzustellen, hat vor allem nach dem Umsturz seltene Blüten getrieben. Stahlhelme wurden zu Gülleschöpfern verarbeitet, um ein Beispiel zu nennen. Rote Sporthosen aus Fahmentuch gehörten zum Erscheinungsbild der Nachkriegsjahre.

Tage im April

Mit dem Ende der Schule nahm die Spannung enorm zu. Nicht nur bei uns Kindern hörte der gewohnte Gang der Dinge auf, auch bei unseren Eltern. Meine Mutter konnte nicht mehr mit dem Fahrrad nach Vaihingen fahren, um dort auf dem elterlichen Hof zu helfen. Mein Vater war von seiner Tätigkeit auf dem Umladebahnhof Bietigheim zum Bahnschutz abgestellt. Er hatte die Strecke zwischen Mühlacker und Vaihingen-Nord zu kontrollieren. Ein Karabiner und Sprengkörper, die er im Bedarfsfall auf die Schienen legen mußte, gehörten zu seiner Ausrüstung. Natürlich erzählte er manchmal von Zerstörungen. Flug-

zeugabstürze, vereinzelt Bombenabwürfe und vor allem Angriffe auf Eisenbahnzüge in nächster Nähe sahen wir. Der durch „Christbäume“ erleuchtete Himmel beim Angriff auf Pforzheim beflügelte zwar unsere Phantasie – aber alles war noch weit genug weg und konnte uns Kinder nicht direkt treffen.

Und doch, nach und nach hat das lähmende Entsetzen der Erwachsenen, die Ungewißheit und die Angst vor dem, was kommt, auch uns Kinder ergriffen. Werden wir alle umgebracht? Werden die Häuser angezündet? Wohin sollen wir gehen? Was wird aus unseren Haustieren (für mich eine ganz wichtige Frage)? Die Geschäftigkeit konnte die Angst eher steigern. Panzersperren wurden überall gebaut. In den Gärten wurde vergraben, alles mögliche... Ich vergrub meine Patronenhülsen und meine Bombensplitter, mein Bruder u. a. seine „Hitlerbücher“. Der Gedanke, daß man gerade sie nicht mehr brauchen wird, kam ihm wohl nicht. Oder war es Angst?

Immer häufiger beobachteten wir jetzt Durchzüge von deutschen Soldaten. Keine strengen Marschkolonnen, wie wir es von den Einquartierungen her kannten, sondern auseinandergezogene Trupps, Gewehr und Stahlhelm lässig umgehängt, schweigsam, so zogen die Soldaten die Illinger Straße hinunter. War gelegentlich mal ein einzelnes Fahrzeug dabei, dann saßen oder standen selbst noch auf den Kotflügeln oder auf den Trittbrettern die Soldaten und hielten sich fest.

Spannend wurde es für uns Kinder und beängstigend für die Erwachsenen, als ein Trupp Soldaten mit schätzungsweise 40–70 Mann in unsere „Straße“, den damaligen Feldweg 110 – heute Keplerstraße – einbog. Die Südseite des Weges war zu jener Zeit noch Ackerland. Dort begann ein Teil der Soldaten Schützengräben auszuheben; die anderen gingen in die wenigen Häuser auf der nördlichen Straßenseite. Für eine Soldatengruppe bereitete meine Mutter gleich Kartoffeln und geröstete Spätzle zu, eine zweite Gruppe legte sich im Zimmer daneben auf den Boden, um ein wenig zu schlafen. Ich hatte es wichtig: Richtige Soldaten zum Anfassen, dazu Gewehre, Munition, Gasmasken... Lange noch hat mich der Ausspruch eines Feldwebels beschäftigt, der in meiner kindlichen Phantasie weitergegangen ist: „Mit dieser Mauserpistole sollen wir Panzer abschießen“. Eine Panzerabwehrkanone (PAK) wurde ca. 100 m unterhalb von unserem Haus aufgestellt und mit Zweigen getarnt.

Plötzlich brachte ein Schuß in einen unserer Fensterläden und der Ruf „Sie kommen“ im wahrsten Sinne des Wortes alles schlagartig durcheinander. Die Soldaten schnappten ihre Waffen und rannten zu den Schützengräben bzw. zu den anderen Stellungen, wir in den Keller. Gewehr- und MG-Schüsse, dumpfe Geräusche von PAK-Einschlägen waren bald vom Keller aus zu hören. Irgendwann dann einmal Stille, unheimliche Stille. „Was wird wohl oben sein?“ fragten wir uns angstvoll im Keller. Irgendwann traute sich mein Vater nach oben, wir mit dabei, denn der Vater war in diesem Moment zum entscheidenden Halt geworden. Der Zaun zu den Nachbargrundstücken war für einen Durchgang niedrigerissen worden. Knapp 100 m weiter standen wir vor dem ersten Toten

oder besser vor dem, was einmal ein menschlicher Körper war. Der nächste Gefallene, ein „Feind“, lag so friedlich im Straßengraben, das Tarnnetz sauber über den Kopf gezogen, daß ich zu meinem Vater gesagt habe: „Papa paß auf, der lebt noch“. Die Begegnung mit grausamer Verstümmelung und Tod hat zwar nachhaltige Eindrücke hinterlassen, aber bei mir setzte nicht das furchtbare Erschrecken der Erwachsenen ein. Mich beschäftigte die Frage, warum vier Deutsche und nur drei „Feinde“ gefallen waren. Sind die anderen vielleicht besser als die unseren? Unberührt blieben die Gefallenen einige Tage liegen, niemand traute sich, sie zuzudecken, niemand gab den Auftrag, sie zu beerdigen. Uns Kinder zog es gelegentlich zu den Toten, sicher ohne Wissen unserer Eltern suchten wir die Plätze auf.

Das Aussetzen jeglicher geordneten Verwaltung, das Abgeschnittensein von offiziellen Informationen, war typisch für jene Apriltage. Ist der Feind schon im drei Kilometer entfernten Illingen, in Vaihingen, in Horrheim? Vor allem, wie geht es zu? Selbst die Tatsache, daß Franzosen und nicht Amerikaner bei uns die Angreifer waren, wußten offensichtlich nur wenige. Mein Bruder hat Tage später, als Besatzungssoldaten von Haus zu Haus zogen, wiederholt vergeblich versucht, sie mit seinem Schulenglisch anzusprechen, bis ihm in gebrochenem Deutsch ein Soldat sagte, er möge seinen Mund halten, sie seien Franzosen.

Doch zurück zum Gang der Dinge. Drei bis vier Tage nach dem Abzug der letzten Deutschen, die in die beschriebenen Kampfhandlungen verwickelt waren, kam ein langer Zug von Soldaten mit Mauleseln – später erfuhren wir, daß es Marokkaner waren – von der Eselsburg über die Weinberge herunter in Richtung Ensingen. Doch oberhalb von Ensingen drehten sie plötzlich ab und zogen nach Horrheim. Für uns gab es wieder einen oder mehrere Tage unheimlicher Spannung. Dann rasten einige Jeeps von Vaihingen her kommend mit hoher Geschwindigkeit auf der damaligen Bahnhofstraße in den Ort hinein.

An diesem und im Laufe der folgenden Tage kamen auf der gleichen Straße und von Illingen her riesige Kolonnen verschiedener Fahrzeuge und wurden auf den Straßen abgestellt. Was muß beim Anblick eines solch gewaltigen Aufmarsches von Militärfahrzeugen in mir vorgegangen sein? Der Pkw eines Arztes und der eines Handwerkers von Nachbarorten waren die einzigen Privatautos, an die ich mich erinnere – und jetzt diese geballte Ansammlung auf kleinstem Raum. Bald konnten wir zudem sehr nahe an die Fahrzeuge herangehen, niemand kümmerte sich darum. Besonders beeindruckte mich, daß diese Feinde, die in meiner Vorstellung eine Art Menschenfresser sein mußten, mir persönlich und uns Kindern überhaupt nichts zuleide taten. Im Gegenteil, die erste, bewußt gegessene Schokolade habe ich von den Franzosen bekommen. Kaugummi, Kekse, Käse in der Dose und andere nie zuvor genossene „Schätze“ schenkten sie uns. Meine Mutter mußte für ca. 10 Einquartierungssoldaten kochen, wir mußten mitessen. Dabei wurden bunte Bonbons auf den Tisch gestellt, wiederholt holte ich mir welche, ohne daß mir gewehrt wurde. Weil die Franzosen die meisten Räume im Haus beschlagnahmt hatten, mußten mein Bruder und ich auf dem Dachboden schlafen, doch das erhöhte eher den Reiz der Zeit. Es gab kaum einen Tag ohne neue Erlebnisse.

Was wir nicht durchschauen konnten, was auch unsere Eltern so gut wie möglich vor uns Kindern verschwiegen, waren die furchtbaren Ausschreitungen der ersten Tage. Häuser, deren Bewohner vom Ortsrand in die Ortsmitte geflohen waren, wurden aufgebrochen, besetzt; Geschirr und Möbel mutwillig zerschlagen, zum Fenster hinausgeworfen, vieles wurde gestohlen. Sinnlose Zerstörungswut und die Rache des Siegers kamen wohl zusammen. Was an schlachtbaren Tieren gefunden wurde, wurde teilweise brutal abgestochen. Schlimme Dinge haben sich mir eingeprägt.

Doch wie überall übertrafen die Vergewaltigungen der ersten Nächte die Vorstellungskraft der Menschen. Während meine Mutter sich im letzten Moment noch verstecken konnte, haben dies unsere beiden Nachbarinnen nicht mehr geschafft. Als sie dann nachts weinend nur in eine Decke gehüllt zu uns kamen, wurden wir Kinder gleich weggebracht. Schon das Wort Vergewaltigung war für Kinder tabu. Erst nach und nach erfuhren wir bruchstückhaft vom schlimmen Geschehen dieser Nächte.

Der Umsturz, der in den Apriltagen begonnen hatte, wurde in den folgenden Monaten mehr und mehr zu einer Zeit voller Spannung. Unter den Entbehrungen litten wir Kinder zunächst weniger als die Erwachsenen. Bei den Franzosen gab's neben Schokolade und Keksen auch ganz andere Dinge. In der großkalibrigen Munition, die unbewacht irgendwo aufgestapelt war, gab es Pulversäckchen, die man herauschneiden konnte. Je nachdem, ob man das Pulver in einer Linie ausstreute oder aufschichtete, gab es langgezogene zischende Flammen oder eine hohe Stichflamme. Wiederholt nahmen wir uns das Versprechen ab, ja nichts den Eltern zu sagen. Der berühmte Schutzengel kam hinzu. Die Angst vor dem „bösen Feind“ war längst einem lockeren und gefährlicheren, aber auch kreativen Umgang gewichen, mit all dem, was der Krieg mit sich gebracht hatte. Zudem hatten wir viel Zeit. Erst nach und nach erfuhren unsere Eltern von unserem Treiben und versuchten, uns stärker zu kontrollieren.

Mit dem Beginn der Schule gegen Ende des Jahres 1945 setzte eine besondere Aufbruchstimmung ein. Kirchliche Jugendgruppen – in Ensingen die ersten, die aktiv waren – und die Jugendgruppen in den Vereinen erlebten gewaltigen Zuspruch und ungeahnte Höhepunkte. In der Rückschau waren die Theaterabende der Jungschar und des Jugendkreises einmalige Ereignisse für die ganze Gemeinde.

So wurden für uns Kinder die Tage im April der Auftakt zu einer unwahrscheinlich spannenden und erlebnisreichen Zeit. Unter dem nun beginnenden Mangel, der in allen Bereichen gegen Ende des Jahres 1945 einsetzte, litten wir wohl weniger als die Erwachsenen. Wir hatten inzwischen überall Spiel- und Betätigungsfelder gefunden, die uns Spaß machten und ausfüllten.

Vielleicht mehr als die Erwachsenen, die manchem schweren Verlust nachtrauerten, für die vieles zerbrochen war, auch wenn sie keine überzeugten National-

sozialisten waren, waren wir Kinder der neuen Zeit gegenüber unvoreingenommen und aufgeschlossen. Manche Jugendliche, die einst begeisterte Hitlerjungen waren, begrüßten euphorisch die neu gewonnene Freiheit. Jetzt erst wurde ihnen bewußt, wie der Führerstaat, dem sie sich unterworfen hatten, ihre Ideale für seine Zwecke mißbraucht hatte.

Heimatvertriebene und Flüchtlinge

Unserem unermüdlichen Heimatforscher Hermann Krauß ist es zweifellos zu verdanken, daß wir im Zabergäu viele Informationen über das Thema haben, u. a. in der „Zeitschrift des Zabergäuvereins“ (3/86 und 4/86). Auch im Bericht über die Jahreshauptversammlung 1986 ist Gert Hoffmanns ausgezeichnete Vortrag „Einmal von Brackenheim nach Bessarabien und zurück“ kurz zusammengefaßt (4/86).

Aus der Warte eines Kindes möchte ich noch einige Gedanken beisteuern. 1945 habe ich erstmals einen etwa gleichaltrigen bessarabiendeutschen Jungen A. kennengelernt. Er ist leider inzwischen verstorben, so kann ich ihn nach seiner Sichtweise der gleichen Ereignisse nicht mehr fragen. Mit seinen Großeltern, seiner Mutter – sein Vater war vermißt – und anderen Verwandten tauchte die Großfamilie vor einem Haus in unserer Straße auf. Auf einem Leiterwagen hatten sie ihre ganze Habe. Neugierig verfolgten wir Kinder aus der Nachbarschaft die lautstarken Auseinandersetzungen vor dem Haus, denn die Hausbesitzer wollten zunächst die zugewiesene Familie nicht aufnehmen, leider keine Seltenheit, wie ich später erfuhr.

Einige Tage danach traute sich dann A. zu uns, es gab erste, wenn auch mühsame Gespräche, denn die unterschiedlichen Dialekte führten zu Verständigungsschwierigkeiten. A. trug eigenartige Schuhe: Ein Holzbrettchen, das die Grobform eines Fußes hatte, vorne war ein Stück Leder darüber genagelt. Ich staunte nicht schlecht, als er erzählte, daß er diese Schuhe selbst gemacht habe, es seien übrigens seine einzigen. Nach und nach berichtete er von seiner Flucht, vom Übernachten unter freiem Himmel, von Wurzeln, die man irgendwo ausgegraben und gegessen habe. Kurzum, wir Kinder hörten Dinge, die uns bisher völlig fremd waren. Bald stieß noch K., ebenfalls ein Flüchtlingsjunge, zu uns, auch er bot uns seine so ganz anders verlaufene Lebensgeschichte an. Ob alles der Wahrheit entsprach, ob ich Zweifel am Wahrheitsgehalt hatte, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls waren die Flüchtlingskinder für mich anfangs wie Menschen von einem anderen Stern, deren Erzählungen ich begeistert aufgenommen habe.

Kurz nur hat diese Anfangsphase gedauert. Mehr und mehr Kinder begegneten wir dann in der Schule. Von meinen 31 Schulkameraden sind 10 Heimatvertriebene oder Flüchtlinge, vorwiegend aus Bessarabien. Die ersten Jahre in der Schule hatten sie es recht schwer, denn bei der jahrelangen Umsiedlungsaktion von Bessarabien nach Deutschland oder in die Tschechoslowakei, dann weiter nach Polen und schließlich zurück nach Deutschland, war ein geregelter

Schulunterricht die Ausnahme. Manch böses Wort mußten sie wohl von uns Einheimischen einstecken. Doch in der Rückschau glaube ich, daß wir Kinder nach den genannten Anfangsschwierigkeiten sehr schnell miteinander Freundschaft geschlossen haben, zumal die Flüchtlingskinder auch viel rascher unseren Dialekt erlernt haben als beispielsweise ihre Eltern und Großeltern. Für mich steht außer Zweifel, daß unsere Generation – sicher unbewußt – einen wichtigen Beitrag zur gelungenen Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen und der Einheimischen geleistet hat, unsere Eltern waren den „Eindringlingen“ gegenüber etwas reservierter.

Nachwort

Das Kriegsende, der Zusammenbruch, die Befreiung, der Umsturz, die Stunde Null... oder wie immer wir die Tage im April / Mai 1945 nennen wollen, ist facettenreich, total konträr, je nach Sichtweise und Standort des Betrachters. Das Gesamtbild gleicht einem riesigen Mosaik mit ganz unterschiedlich großen und gefärbten Steinen. Ein winziges Steinchen sollte mein Bericht sein, mehr nicht.

Doch als einer, der noch einen Zipfel einer so bewegten Zeit in kindlicher Unbefangenheit erlebt hat, bewegt mich heute besonders die Frage: Wie kommt es, daß rechtsradikales Gedankengut sich ausbreitet, daß Neonazismus Triumpfe feiert?

Erfreulicherweise sind doch heute die Rahmenbedingungen anders als damals: Informationsquellen en masse, Meinungsvielfalt in nie gekannter Weise. Einher geht aber auch Orientierungslosigkeit, Protesthaltung bis hin zur totalen Verweigerung. Da wird Ersatzbefriedigung gesucht, scheinbare Werte aus der Vergangenheit ausgegraben, oft nur bruchstückhaft neue Führungsstrukturen und Führer angeboten und angenommen, manchmal kritiklos. Unsere Generation hat geglaubt, man müsse nach den Erfahrungen aus der Nazizeit vielseitig informieren, zur Kritikfähigkeit erziehen und Toleranz vorleben – erfreulich viele haben dies auch angenommen, aber wenige treten erschreckend deutlich im wahrsten Sinn des Wortes solche Werte mit den Füßen. Sie nehmen einzelne Dinge einer längst überwunden geglaubten Weltanschauung heraus, schmücken sich mit ihren Insignien – und finden Einpeitscher und Mitläufer, die sich beeindrucken lassen von der vermeintlich verschworenen Gemeinschaft, die vor Unterdrückung und brutaler Gewalt nicht zurückschreckt, ja diese sogar verherrlicht, wenn sie nur entsprechend zielgerichtet ist.

Weitgehend ratlos stehen wir dem gegenüber. Aber einigermaßen erfreuliche Rahmenbedingungen, die jungen Menschen das Leben lebenswert erscheinen lassen, können hilfreiche Gegenmaßnahmen sein. Medien, die versuchen, ehrlich zu informieren, und schließlich Menschen, die Menschlichkeit über rücksichtsloses Karriere- und Profitdenken stellen, alles zusammen kann dazu bei-

tragen, daß der Rechtsradikalismus nicht ständig neue Nahrung findet und daß man unserer Generation nicht vorwerfen muß, sie habe Lehren aus der Geschichte nicht weitergeben können.

Anmerkung:

1) Zitat nach dem Schulbuch Ebeling-Birkenfeld, „Die Reise in die Vergangenheit“, Braunschweig 1975.

Vereinsmitteilungen

Der Zabergäuverein hatte Mitglieder und Freunde am 3. Februar 1995 zu einem Abend mit seinem Ehrenmitglied Hermann Krauß eingeladen. Über 30 Gäste konnte der 1. Vorsitzende Dr. Tilman von der Kall im Blankenhornzimmer der Güglinger Herzogskelter begrüßen.

Aus „Als kleiner Mann im großen zwanzigsten Jahrhundert“ las Hermann Krauß die Passage „Als der 2. Weltkrieg begann“. In die gründlich dargestellten weltgeschichtlichen Ereignisse hat er dabei die Geschehnisse im Ort selbst geschickt eingebunden. Der unangepaßte „kleine Mann“ ließ wiederholt seine eigenen Ansichten über den ungeliebten Führerstaat einfließen.

„Über das Überleben“ berichtete Krauß im zweiten Teil des Abends. Der harte Anfang unmittelbar nach dem Krieg für Einheimische und Heimatvertriebene war für den Spätheimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft noch zusätzlich erschwert. Kaum irgendwo konnte, wollte oder durfte man an das anschließen, was vorher war. Und doch, die besondere Aufbruchstimmung dieser Jahre beflügelte die Menschen in ihrem Schaffen. Die Begegnung mit damals bekannten Schulmusikern wurde Hermann Krauß, der sich selbst seit eh und je der Musik verschrieben hat, zum besonderen Erlebnis.

Mit viel Beifall wurde der Vortrag aufgenommen. Horst Seizinger bedankte sich beim engagierten Zeitzeugen, der immer wieder sein eigenes Erleben eingebracht hat, und so den interessierten Zuhörern ein lebendiges Bild der jüngsten Vergangenheit vermitteln konnte.

Horst Seizinger